

ARCHITEKTUR

Stars in der Grauzone

Hamburgs Hafencity, die ambitionierte Erschließung eines kompletten Stadtteils, scheint neue Maßstäbe in der Weltarchitektur zu setzen. Dafür stehen der Entwurf der Baseler Star-Architekten Herzog & de Meuron für die – einem Sechziger-Jahre-Speicher frech übergestülpte – „Elbphilharmonie“ (196 Millionen Euro) sowie die Idee einer „Living Bridge“ (324 Millionen Euro) des vielbeschäftigten Hamburger Architekten Hadi Teherani. Herzog & de Meuron, die mit der Münchner Allianz-Arena gerade wochenlang in aller Munde waren, haben ihr Projekt mit einem privaten Investor selbst vorangetrieben und von Anfang an in den Medien feiern lassen. Ein ungewöhnliches Verfahren – wer den Entwurf für ein öffentliches Bauvorhaben liefern darf, wird normalerweise durch einen offenen Wettbewerb entschieden. „Dass auf Eigeninitiative von Star-Architekten öffentliche Gebäude errichtet werden, ist natürlich ein Grenzfall. Aber wer zahlt, bringt auch seine Partner mit“, so Johann von Mansberg, Vorsitzender des Wettbewerbsausschusses der Hamburgischen Architektenkammer. Er spricht von einer „Grauzone“, in der sich Privatinvestoren und ihre Architekten neuerdings bewegten. Albert Speer, 70, Sohn des gleichnamigen NS-Rüstungsministers, plant für eine der letzten beiden Investorengesellschaften, die noch um die Bebauung des „Übersee-



Speer, Herzog-&-de-Meuron-Simulation der „Elbphilharmonie“



Teherani-Entwurf der Hamburger „Living Bridge“



quartiers“ kämpfen. Er unterstützt den architektonischen und städtebaulichen Kraftakt an der Elbe: „Hamburg stellt sich in Deutschland zurzeit am positivsten dar und handelt im großen Stil. Daran sollten sich andere Metropolen ein Beispiel nehmen.“ Am 12. Juli entscheidet der Hamburger Senat über die Realisierung der „Elbphilharmonie“, doch im Grunde gibt es für das Konzerthaus jetzt schon kein Zurück mehr.

KULTURPOLITIK

Oper zum Dumpingpreis

Das Musiktheater hat einen neuen Star – den billigen Jakob. Kurz vor Ende der Spielzeit im nächsten Monat locken deutsche Opernhäuser das konsummüde und kulturtrübe Publikum mit Dumping-Billetts zum Kunstgenuß. Den Anfang macht die Berliner Staatsoper Unter den Linden, die jetzt für Kunden unter 30 Jahren 5000 Karten aus den vier höchsten Preiskategorien – bis zu 80 Euro – für 7 Euro pro Stück aufgelegt hat und diese Schnäppchen für sämtliche Veranstaltungen bis Saisonabschluss am 6. Juli freigibt, gleichgültig ob Donizetti „Liebestrank“, ein Klavierabend mit Hausherrn Daniel Barenboim oder gar die Weltpremiere der Neutöner-Oper

„Chief Joseph“ auf dem Programm steht. Kaum war der Coup der Lindenoper publik, schoss sich der Verband der Deutschen Konzertdirektionen (VDKD) auf die Preisbrecher ein. Das „sinnlose Dumping“ beschädige das „notwendige Gleichgewicht zwischen privaten und öffentlichen Veranstaltern“, wettete VDKD-Präsident Michael Russ; der „Verdrängungswettbewerb“ gehe letztlich „auf Kosten der Steuerzahler“. Ein absurder Vorwurf, schoss die Staatsoper zurück: Die Aktion „Staatsoper zum Kinopreis“ werde ausschließlich vom Überschuss (50 000 Euro) der Vorpremierengala „Carmen“ finanziert, zu der der Energiekonzern Vattenfall Ende vergangenen Jahres geladen hatte. Ungerührt vom Protest des VDKD hat inzwischen auch die Oper Köln den Sommerschlussverkauf gestartet und bietet für die letz-

ten 20 Vorstellungen der Saison – altersunabhängig – Karten für je 20 Euro an. Mal sehen, wann nun die ersten „Fidelio“-Tickets bei Lidl auftauchen.



„Liebestrank“-Aufführung in Berlin